Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 3 (1908-1909)

Heft: 16

Buchbesprechung: Bücherschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

letzte künstlerische Form zu geben. Bei Schmidbonn tötet die Gräfin die Geliebte ihres Gatten, der Graf schleudert sein Weib, als es ihm stolz die Tat gesteht, von sich, er bleibt allein und reitet hinaus in die Welt, begleitet von seinem Knecht, einer etwas mystischen Gestalt, die den Tod darstellen soll. Die Darstellung des Werkes im Kammerspielhaus durch Wegener, Tilla Durieux, Camilla Eibenschütz und Moissi stand über jeder Kritik.

Die Erstaufführung von Leoncavallos neuester Oper „Zara" in der Komischen Oper war kein musikalisches Ereignis. Leoncavallo scheint eingesehen zu haben, daß er Neues nicht mehr schaffen kann, seine „Zara" ist ein dünner Aufguß auf die Musik aus dem „Bajazzo". Ganze Themen — so das Liebesmotiv, das zum erstenmal beim Aufgehen des Vorhanges ertönt — sind Note für Note übernommen, ebenso sind die technischen Mittel, die einst gewirkt haben, wiederholt. Eva von der Osten und die blutjunge Mathilde Ehrlich führten als Trägerinnen der Titelrolle die Oper zu einem unverdienten Siege. K. G. Wndr.

Bücherschau

Friedrich Karl Heller-Halberg: Duft, Roman. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin.

Die Franzosen — man kann es besonders bei François Coppée und Prosper Mérimée beobachten — verstehen es im allgemeinen besser als die Deutschen, sich von vornherein mit ihrem Leser in Kontakt zu setzen, indem sie ihn sofort in medias res führen, d. h. an Stelle der deskriptiven Einleitung mit dem Dialog beginnen. Sie wollen gewissermaßen damit gleich das Versprechen geben, ja nicht langweilig werden zu wollen. Heller-Halberg befolgt die gleiche Maxime und hält sein Versprechen bis zur letzten Seite. Damit ist ihm nun auch bereits zugestanden, daß es ihm geglückt ist, die Hauptingredienzien zu einem lesbaren Roman: allgemein interessierende und zutreffende Charakteristik der prominenten Figuren, diskutable Tendenzen und last not least deutliche und geschmackvolle Sprache sorgsam zu mischen und daraus ein wohlbekömmliches Ganzes zu bereiten. An verschiedenen Stellen, namentlich auf Seite 6, wo er die Wirkung einer rufenden Frauenstimme auf die verschiedenen Situationen innerhalb eines aus dem Dunkel in plötzliche Helle versetzten intimen Gesellschaftskreises schildert — manifestiert sich die Kraft einer dichterischen Persönlichkeit.

Ein besonderer Vorzug des Buches gegenüber anderen auf gleicher Grundlage ist die delikate Art, wie er den einzelnen Phasen seines Themas — den durch keine moralphilosophischen Reflexionen hintanzuhaltenden Durchbruch der beiderseitigen gesunden Sinnlichkeit auch bei geistig hoch veranlagten Naturen — das Heikle nimmt und gleichwohl die Anschaulichkeit des elementaren Zusammenschlagens der Liebeswogen keine Einbuße erleidet. Selbst einige Anhängerinnen der lesbischen Liebe läßt der Verfasser sich, fast möchte man sagen, so keusch offenbaren, wie es, um noch deutlich zu bleiben, nur immer möglich ist.

Das Buch ist ohne Zweifel eine beachtenswerte Erscheinung auf dem Büchermarkt, und wenn der Verfasser sich in seinen künftigen Werken einige Reserve im Gebrauch gewisser moderner Schlagwörter („fein"!), sowie in der allzu liebevollen Behandlnng persönlicher Liebhabereien (Automobil!) auferlegen möchte, so darf man ihm mit gutem Gewissen eine verheißungsvolle Zukunft in Aussicht stellen. L. R.

Clara Viebig: Das Kreuz im Venn. Verlag Egon Fleischel & Co.

Clara Viebigs neuer Roman ist ein Kulturroman aus den Bergen der Eifel, er ist ein Gegenstück zu dem Kolossalgemälde aus dem Osten: „Das schlafende Heer". Aber nicht Nationalitätengegensätze sind es hier, die aufeinanderplatzen, sondern Weltanschauungen.

In einem einsamen Venndorfe tobt der Kampf zwischen den Glaubensstarken, die all ihr Geld zum Kirchenbau gegeben haben, und den tatkräftigen Männern einer neuen Zeit, die dem Dorf eine Wasserleitung bringen wollen. Clara Viebig deckt mit Meisterhand die Dächer ab von den Häusern und Hütten des Dorfes und läßt uns hineinblicken in die Stuben des reichen Fabrikanten, des im Innersten zerrissenen Bürgermeisters Leykuhlen, und all der vielen, vielen Armen und Ärmsten. Voll und rund stehen die Menschen des Dorfes vor uns mit ihren Leiden und Freuden, ihren Hoffnungen und Wünschen. Dieser Roman ist das echteste Werk Viebigschen Fühlens. Hier konnte sie die beiden Seiten ihres Gefühls darstellen und verewigen. Der Höhepunkt des Romans liegt in der Schilderung der Echternacher Springprozession. Seit Zolas Tode gibt es keinen lebenden Dichter, der hier mit Clara Viebig wetteifern könnte. Der Ernst des Wollens, die Schärfe der Beobachtung, die Kunst der Darstellung stellen diesen Roman in die vorderste Reihe der Dichtungen dieses Jahres. Das originelle Titelblatt und das vielfarbige Umschlagbild hat der bedeutendste Eifelmaler unsrer Zeit, der Düsseldorfer Fritz von Wille, geschaffen.

K. G. Wndr.

Die Erzählungen aus den 1001 Nächten. Vollständige deutsche Ausgabe in 12 Bänden, auf Grund der Burtonschen englischen Ausgabe, besorgt von Felix Paul Greve. Insel-Verlag Leipzig.

Die vortreffliche Verdeutschung des berühmten orientalischen Erzählungswerks hat nunmehr mit dem Erscheinen des 12. Bandes ihren Abschluß erreicht und stellt in ihrer Gesamtheit eine wertvolle Bereicherung unserer Übersetzungsliteratur dar. Die ersten sieben Bände des Werkes sind an dieser Stelle bereits in zwei Anzeigen kurz besprochen und das eine Mal vornehmlich nach Stoff und Erfindung, das andere Mal mit besonderem Hinblick auf die künstlerischen Ausdrucksmittel gewürdigt worden. Was in beiden Hinsichten gesagt worden ist, findet in den seither erschienenen weiteren Bänden seine vielfache Bestätigung.

Erst jetzt, da uns „1001 Nacht" in einer urtextgetreuen Übersetzung vorliegt, sind wir imstande, den künstlerischen Reichtum des Buches ganz zu ermessen. Daß es eines der üppigsten Erzeugnisse schöpferischer Phantasie ist, wußten wir wohl seit langem. Daß es aber gleichzeitig auch ein Wunderwerk sprachlicher Darstellungskunst ist, das vermögen wir erst jetzt an der von Felix Paul Greve besorgten, kritisch gewissenhaften und künstlerisch gediegenen deutschen Ausgabe zu erkennen.

Die orientalische Erzählung entbehrt allerdings gewisse Züge, die nach unserem abendländischen Empfinden für das dichterische Kunstwerk wesentlich sind. Sie zeigt uns nur ausnahmsweise jene wohldurchdachte, in allen Teilen abgewogene Komposition, die dem deutschen Volksmärchen eigen ist; in den meisten Fällen geht ihr diese harmonische Gliederung und geschlossene Rundung ab. Unbedenklich wird die Einheit der Handlung aufgegeben durch das Ineinanderschachteln mehrerer Geschichten, deren Thema oft durchaus verschieden ist. So erhalten die Erzählungen der „1001 Nächte" fast durchweg den Anschein des planlos Hergeplauderten, das vom Hundertsten ins Tausendste gerät und wenig acht hat auf Weg und Ziel.

Allein diese Eigentümlichkeit wird dem Leser kaum als Mangel bewußt. Denn die Art des Berichtens, die Erzählungskunst ist so berückend, daß man über ihr auch das festeste Grundgebot moderner Erzähltechnik vergessen kann.

Der orientalische Dichter verfügt über eine unvergleichliche Kraft, dem darstellenden Worte sinnliche Wirkung zu ver-

leihen, und übt damit eine faszinierende Gewalt auf die Vorstellungswelt des Lesers aus. Die Erzeugnisse seiner Phantasie mögen noch so wunderlich sein, er versteht es, sie uns zum innern Erlebnis zu machen. Stück für Stück werden sie der nachgestaltenden Vorstellungskraft in faßbarer Form vermittelt, bis das ganze in überzeugender Leibhaftigkeit vor uns steht. Einzelne probate Mittel der Veranschaulichung, treffende Vergleiche und Umschreibungen, tragen freilich einen stark konventionellen Charakter, indem sie regelmäßig in der nämlichen Situation wiederkehren. Indessen sind gerade diese Stellen so kernhaft und kräftig, daß sie das scharfe ursprüngliche Gepräge nicht leicht verlieren.

Konventionell sind auch die zahlreich in den Prosatext eingestreuten Verse. Aber sie enthalten ungemein viel sprachliche Feinarbeit und geben ein beredtes Zeugnis für den hohen Wert, den der Orientale auf die Formkunst des Ausdrucks legt. Es mutet uns fremd und doch als ein Zeichen hoher Kultur an, wenn wir hören, wie zwei Liebende sich im Improvisieren zierlicher Verse zu überbieten suchen, oder wie ein Arabermädchen den Kalifen Harun-al-Raschid mit einer kunstvollen Strophe begrüßt und dreimal aus dem Stegreif alle Reime wechselt, ohne den Sinn zu verändern, um so zu beweisen, daß die Verse ihre eigenen sind.

Solche Spiele der Beredsamkeit fehlen selbst in den Momenten leidenschaftlicher Erregung nicht. Mildernd und beruhigend erscheinen da bald kleinere, bald größere rhetorische Verspartien. Man täuscht sich überhaupt, wenn man glaubt, diese Erzählungen schwelgen in der Darstellung heftiger Affekte. Nein, dazu sind sie viel zu stark von der fatalistischen Lebensauffassung des mohammedanischen Orients durchsetzt. Einen Augenblick nur dauert der Ausbruch der innern Bewegung, und im nächsten schon wird Allah angerufen und seiner weisen Fürsorge alles Kommende mit felsenfester Zuversicht anvertraut.

Der Übersetzung, die wie bereits früher bemerkt, auf diejenige des Engländers Burton zurückgeht, folgt eine aus der Feder des Orientalisten Karl Dyroff stammende wissenschaftliche Abhandlung über Entstehung und Geschichte des Buches; sie bildet zu dem Erzählungswerke einen wertvollen Kommentar und gibt namentlich über die kulturhistorische Seite sehr willkommene Aufschlüsse. F—y.

Nanny von Escher und **Eugen Ziegler:** Auf Schloß Wülflingen. Ernstes und Heiteres in zwei Gelegenheitsdichtungen, Zürich 1908. Druck und Verlag von Schultheß & Comp.

Wie es oft zu geschehen pflegt, hat zum Entstehen dieser beiden kleinen literarischen Kunstwerke ein äußerer Anlaß die Anregung gegeben. Als es sich im April des Jahres 1908 darum handelte, die reichen Schätze des alten Schlosses Wülflingen durch die Veranstaltung eines Bazars vor dem drohenden Verkauf ins Ausland zu bewahren, da haben sich auch zwei bewährte und bekannte Namen aus unseren Zürcher Literaturkreisen mit eigenen dichterischen Gaben in den Dienst der guten Sache gestellt. Diesem Umstande haben wir die in dem vorliegenden Bändchen von geschmackvollster Ausstattung uns gespendeten Festspieldichtungen zu danken. Ihr Stoff ist in geschickter Weise den Schicksalen und der Geschichte zürcherischer Familien entnommen, die einst als herrschende Geschlechter diesen schönen alten Sitz bewohnt haben. Historische Wahrheit und poetische Erfindungsgabe haben dabei ein reizvolles Gewebe gesponnen und auch für die richtige Verteilung von Lichtern und Schatten in dieser Produktion ist auf das beste gesorgt, indem sich Fräulein Nanny von Escher, selbst noch ein Sprosse der ehemaligen Wülflinger Schloßherren, mit ihrem kleinen, nach Privatquellen bearbeiteten Spiele: „Die Escher auf Wülflingen“ mehr die ernsten Ereignisse aus ihrer Familiengeschichte zum Vorwurf genommen hat, während die gewandte und witzige Feder Dr. Eugen

Zieglers in seiner kostbaren historischen Episode: „Salomon, der Letzte von Wülflingen" ein komisches Intermezzo des letzten Wülflinger Gerichtsherrn mit drastischem und unvergleichlichem Humor festzuhalten versuchte.

Gleichzeitig haben wir aber den beiden Schöpfern dieser Spiele auch eine willkommene Bereicherung echtester Zürcher Heimatkunst zu danken, die ihnen von allen Freunden derselben nicht so bald vergessen sein soll. Das niedliche Büchlein ist ein sprechender und überzeugender Beweis dafür, wie es auch der „angewandten Poesie" unter Umständen vergönnt ist, sich zu einem dichterischen Kunstwerke auszugestalten und zu erhöhen.

Dr. A. Sch.

Herman Bang: Das graue Haus. Roman. S. Fischer, Verlag, Berlin.

Technisch betrachtet ist dieser Roman eins der größten Meisterwerke, das je geschrieben wurde. Man könnte sagen: hier wurde die von Ibsen im Drama angewandte Technik auf den Roman übertragen. „Das graue Haus" ist ein analytischer Roman. Er schildert einen einzigen Tag in dem Hause „Seiner Exzellenz", des neunzigjährigen, weltberühmten Arztes Hoide. Die Menschen in diesem Hause erwachen am Morgen, sie frühstücken, sie dinieren und nehmen ihren Tee. Aber in den kurzen Gesprächen erleben wir noch einmal die Geschichte des Verfalls dieser alten dänischen Familie mit, sind wir noch einmal Zeugen der furchtbaren Kämpfe, welche zwischen den Eltern und Kindern, zwischen Mann und Weib, zwischen all den Angehörigen dieses Geschlechtes toben. Vielleicht aber bewirkt gerade die vollendete Form dieser Dichtung, daß aus ihren Blättern ein Zug eisiger Kälte zu uns herüber weht und uns des Werkes nicht froh werden läßt.

K. G. Wndr.

Ausschnitte.

Vorbemerkung. In der Sammlung „Bücher der Rose" ist ein Roman Friedrich Huchs „Pitt und Fox, die Liebeswege der Brüder Sintrup" erschienen. Das Buch wird wohl keine große Verbreitung finden. Dazu ist es zu fein. Aber jeder, dem die innere Handlung in einem Buche über äußere Geschehnisse geht, wird mit Begierde zu dieser Dichtung greifen. Denn in seiner Psychologie, in seinem Eindringen in die feinsten Regungen des Temperaments, der Wesensart des Menschen ist dieses Werk ganz eigenartig. Wie Ricarda Huch besitzt Friedrich Huch die Gabe, zu schürfen und zu schürfen und das Metall von allem verdeckenden Stoff befreit ans Licht zu heben. Der nachfolgenden Szene ist, obwohl aus dem Zusammenhang genommen, keine weitere Erklärung beizufügen.

Wenn ich jetzt nicht glücklich bin, so habe ich kein Recht auf Glück! Dieses Wort, das er sich schon früher vorgesagt hatte, verlor seine suggestive Kraft, es kam ihm phrasenhaft und hohl vor. Er ging wie in einem bösen Traum umher. — Bin ich denn verrückt geworden, sprach er zu sich selbst, wie und wann ist denn dies alles gekommen? Liebe ich sie denn wirklich nicht mehr? Aber sogar diese Selbstgespräche verloren an unbewußter Ehrlichkeit, er hörte sich wie einen andern, er wußte kaum selber mehr, was echt, was unecht an ihm war. — Mehr und mehr ahnte Herta die Wirklichkeit. Es begann eine Zeit der Kämpfe für sie, der ewigen Selbstverleugnung, der Überwindung und der angespanntesten Geduld. Noch immer glaubte sie, alles könne vorübergehend sein. Manchmal empfand sie es selber, daß es besser sei, sie sähen sich nicht so oft, und sie hielt ihn ein paar Tage fern. Wenn sie dann wieder zusammen kamen, war sie doppelt liebevoll, während für ihn die Ferne eine andere Wirkung hatte: Sie näherte sein Gefühl nicht, sie entfernte es nur mehr. Ihr Stolz begann allmählich zu leiden. Sie begann zu fühlen, daß auch dieses Erlebnis zu einem Ende führen würde, nicht durch sie, sondern durch Pitt selber, und dies gab ihr ihre Kraft zurück. Mehr und mehr lehnte sich ihr eigenes

Wesen gegen das seine auf, das ihr im Grunde so sehr fremd war. — Ich weiß es, sagte sie, daß du mich nicht mehr liebst; du bestreitest es, du sagst, dein Gefühl für mich sei so wie sonst, und du habest nur Angst vor der Zeit, wo wir vielleicht einmal verbunden sein würden. Ich will nicht sagen, daß ich mit einem Menschen, den ich liebe, nur dann zusammen leben kann, wenn ich später dauernd mit ihm verbunden werde; du weißt aus meinem früheren Leben, daß ich nicht so denke: Aber mit jemand zusammen leben, der in einem späteren Zusammenleben nur etwas Schreckliches, Entsetzliches erblickt, dem alles andere das nicht aufwiegen könnte, was es an äußeren Unannehmlichken im Leben gibt — denn um die handelt es sich nur — das kann ich nicht! Von einem solchen Menschen weiß ich: Seine Liebe ist nicht so wie sie für mich nötig ist! — Es ist nur dieses Eine! rief er; diese Furcht vor der Zukunft! Du nennst das äußere Unannehmlichkeiten — für mich sind sie untrennbar vom Leben überhaupt!

Sie glaubte ihm noch halb, da sie die Sehnsucht hatte ihm zu glauben. Seine entsetzliche, plötzlich wie wahnsinnig ausbrechende Angst vor einem späteren, gebundenen, bürgerlichen Leben, nachdem er eine große Zeit lang alles überwunden zu haben schien durch ihre Liebe — war dies nicht vielleicht wirklich, wie er selber sagte, nur wie das letzte Aufzucken eines Lichtes, das erstickt schien, das heimlich weiter schwelte und qualmte, das nun am Verenden war und für einen Augenblick noch aufflammte? Konnte nicht doch alles noch gut werden?

Sie lebten noch eine Zeitlang miteinander fort, scheinbar in der alten Selbstverständlichkeit, aber er verlor mehr und mehr von seiner Natürlichkeit, er wurde gekünstelt, sein Bild wurde ihr zur Karikatur. Und mehr und mehr drängte ihre gesunde Natur, sich zu befreien von diesem Gewicht, das immer schwerer auf ihr lastete. Eines Tages faßte sie den Entschluß, den sie seit langem erwogen hatte, der der einzige Ausweg aus diesem Irrsal war: Alles mit einem Hiebe durchzuschlagen.

Er beschwor sie, flehte, sie blieb fest. Er warf ihr vor, sie liebe ihn nicht mehr. — Im Gegenteil! rief sie: da ich dich so sehr liebe, muß ich allem ein Ende machen; ich will nicht, daß etwas, das mir hoch steht, herabgezogen wird, bis es schließlich triviale Gewohnheit wird, die man bestehen läßt, weil sie einmal bestanden hat; auf diese Weise führen viele Verhältnisse unter den Menschen endlich zu einer Ehe; von der reden wir schon lange nicht mehr, aber so wie alles ist, bin ich mir auch zu gut, überhaupt ein solches Leben weiter zu führen, wie wir es tun. — In ihm begannen die festen Gedanken sich aufzulösen; das ganze Zimmer, jedes einzelne Möbel schien sich plötzlich zu einer unerhörten Bedeutung vorzudrängen; er sah mit einem Male, daß hier ein Bild etwas schief hing, daß dort die Kante am Sekretär ein ganz wenig abgestoßen war, daß jener Stuhl nicht ganz so schön mehr wäre, wenn seine Lehne sich nicht eben in diesem ganz besonderen Winkel an den Sitz anfügte — und doch dachte er nur an seine Angst, an sich und Herta. — Ich liebe dich, wie ich nur überhaupt einen Menschen lieben kann, rief er, und blitzschnell schoß der Gedanke dazwischen: die vielen i's im Anfang meines Satzes! Ich werde verrückt, was um Gottes willen ist dies! An Gott glaube ich nicht einmal. — Wie du nur überhaupt einen Menschen lieben kannst, das ist wohl leider wahr! rief Herta, und seine Augen richteten sich nun auf sie, indem er ihre Gestalt für einen Augenblick fast wie einen Maßstab der ganzen Höhe des Raumes ansah, obgleich er verzweifelt auf sie blickte. — Ich habe Mitleid mit dir, soviel ein Mensch nur haben kann für einen andern, aber ich muß weiter; ich kann nicht bei dir bleiben, es ist unmöglich.

Für den Inhalt verantwortlich der Herausgeber: **Franz Otto Schmid.** Schriftleitung: **Guido Zeller**, an dessen Adresse, **Luisenstraße 6** in **Bern**, von nun an alle Zuschriften und Zusendungen zu richten sind. Der Nachdruck einzelner Originalartikel ist nur unter genauer Quellenangabe gestattet. — Druck und Verlag von Dr. **Gustav Grunau in Bern.**